

Peter Neuner

Heinrich Fries

Ein Leben im Dienst der Ökumene

Die wissenschaftliche Biographie von Heinrich Fries, der am 19. November 1998 in München verstarb, spiegelt die Entwicklung des ökumenischen Bewußtseins in der katholischen Theologie und Kirche in den Jahrzehnten seit dem Konzil wider¹. Sein breites schriftstellerisches Werk fand ebenso öffentliche Aufmerksamkeit wie sein Engagement in der Würzburger Synode. Dabei war es nicht zuletzt sein persönliches Zeugnis, das zu überzeugen vermochte. Dieser Aspekt, die Begegnung mit ihm, steht im Mittelpunkt dieser Darlegung, wobei eine subjektive Auswahl nicht nur in Kauf genommen, sondern bewußt intendiert ist².

Auf dem Weg zur Ökumene: Der Newman-Forscher

Es war Heinrich Fries nicht an der Wiege gesungen, daß er als Ökumeniker in die Theologiegeschichte eingehen würde. Die Familie, aus der er stammt, war streng katholisch, die Gegend, in der er aufwuchs, traditionell katholisch geprägt. Gleichsam in den Vorhof der Ökumene wurde Heinrich Fries eingeführt durch sein Newman-Studium. Schon als Student kam er mit dessen Werken in Kontakt. Zwar gab es in Tübingen, wo Fries studierte, weit und breit keinen Newman-Spezialisten, aber es herrschte eine geistige Atmosphäre, die es möglich machte, die Anliegen des großen englischen Dogmenhistorikers und Konvertiten zu rezipieren. Und dieses Studium ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Noch in seinem 80. Lebensjahr hielt Heinrich Fries einen Vortrag vor der Deutschen Newman-Gesellschaft zum Thema „Lebensgeschichte im Dialog mit Kardinal Newman. Rückblick eines Fundamentaltheologen“³. Er gibt hier Rechenschaft, wie Newman und sein Werk ihn sein Leben hindurch begleitet haben, wie er, angefangen mit seiner Promotion 1942 in Tübingen über zahlreiche Veröffentlichungen, Seminarübungen, von ihm betreute Dissertationen bis hin zu seinen letzten ökumenischen Veröffentlichungen Themen verfolgte und Argumentationen aufgriff, die Newman vorgedacht hatte.

Fries war zunächst fasziniert vom Lebensweg des englischen Kardinals. Konvertiten sind ja häufig geneigt, die Kirche, die sie verlassen haben, in dunklen Farben zu schildern, und diese tendiert dahin, die Redlichkeit der Motive derer in

Frage zu stellen, die sich von ihr abgewandt haben. Auf der anderen Seite wird die Gemeinschaft, der sie sich angeschlossen haben, Konvertiten leicht als Trophäen ins Feld führen, um ihre Überlegenheit darzutun. Derartige Kontroversen blieben auch Newman nicht erspart. Als Charles Kingsley, Professor für Geschichte an der Universität Cambridge, die Redlichkeit seiner Entscheidung angriff, mußte er sich zur Wehr setzen. Er tat dies in einem Buch unter dem Titel „*Apologia pro vita sua*“, in dem er darlegte, daß seine Konversion mit innerer Notwendigkeit aus seinem Engagement in der Oxford-Bewegung folgte und dieser verdankt war.

Das hat Heinrich Fries fasziniert. Wie Newman stand er fest und unerschüttert im Rahmen seiner Kirche. Doch er wollte diese nicht dadurch hervorheben, daß er die anderen Kirchen negativ gezeichnet und in ihrem Wahrheitsgehalt herabgesetzt hätte. *Apologia pro vita sua* zeigte Newman als Theologen, dem es möglich war, katholisch zu werden, ohne die Gemeinschaft, der er früher seine höchsten Ideale geschuldet hatte, abzuwerten. Auch über seine Konversion hinweg betrachtete Newman den Anglikanismus mit großer Sympathie, mit Fairneß und Dankbarkeit:

„Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein so großer Teil der Christenheit sich um nichtiger Dinge willen von der Gemeinschaft mit Rom losgesagt und 300 Jahre lang den Protest aufrechterhalten hätte. ... Alle Irrtümer sind auf die eine oder andere Wahrheit gegründet und schöpfen aus ihr das Leben, und der Protestantismus, der so weit verbreitet ist und schon so lange besteht, muß eine große Wahrheit oder viele Wahrheiten in sich haben und für dieselben Zeuge sein.“⁴

Newman hat nicht vergessen, daß es die anglikanische Kirche und die Theologie der Oxford-Bewegung waren, die ihm den Weg in die katholische Kirche ebneten, und er war dafür dankbar:

„Die englische Kirche war für die Vorsehung das Werkzeug, mir große Wohltaten mitzuteilen. Wenn ich als Dissenter geboren wäre, dann wäre ich vielleicht nie getauft worden; wäre ich als englischer Presbyterianer geboren worden, hätte ich vielleicht nie die Gottheit unseres Herrn und Heilands erkannt; wäre ich nicht nach Oxford gekommen, dann hätte ich vielleicht nie von der sichtbaren Kirche, von der Tradition und anderen katholischen Lehren gehört. Und da ich von der anglikanischen Staatskirche selbst so viel Gutes empfangen habe, kann ich nicht den Mut oder vielmehr so wenig Liebe haben, ihre Vernichtung zu wünschen, wenn man bedenkt, daß sie für so viele andere dasselbe tut, was sie für mich getan hat?“⁵

Fries hat von Newman gelernt, daß Vertrauen, Wohlwollen, gegenseitige Hilfestellung die beste Basis sind, die Einigung der Christenheit zu fördern. Wo dieses Vertrauen nicht herrscht, ist jede theologische Annäherung zum Mißerfolg verurteilt. Sätze wie diese hat Heinrich Fries immer wieder zitiert: „Gegenwärtig ist sie (die anglikanische Kirche, P. N.) eine viel bessere Stütze der Wahrheit in England, als jede andere Religionsform es wäre oder die katholische Kirche es sein könnte.“⁶ Sie ist derzeit in England das einzig wirksame Bollwerk gegen den Unglauben. „So lange sich die Dinge nicht sehr ändern, schwächen wir mit Oxfords

Schwächung unsere Freunde, schwächen unseren eigenen (de facto) *paidagogos*, den Lehrmeister zur Kirche hin. Nicht die Katholiken haben uns zu Katholiken gemacht; Oxford machte uns katholisch.“⁷

In Rom und in der Umgebung Henry Edward Mannings, des ultramontanen Kardinals und Erzbischofs von Westminster, erwartete man von Newman, daß er eine Bewegung von Konversionen zum Katholizismus hin initiieren würde. Das Problem der gespaltenen Christenheit sollte durch eine Flut von Einzelkonversionen gelöst werden, indem alle christliche Substanz in die katholische Kirche zurückkehre und die Christlichkeit der anderen Gemeinschaften damit austrockne. Diese Erwartungen hat Newman enttäuscht:

„Meine Ziele, meine Art zu wirken, meine Fähigkeiten gehen nach einer ganz anderen Richtung, einer Richtung, die in Rom und anderswo nicht verstanden oder angestrebt wird. ... Ich schrecke davor zurück, aus gebildeten Menschen übereilte Konvertiten zu machen, aus Furcht, sie könnten die Kosten nicht berechnet haben und könnten nach ihrem Eintritt in die Kirche Schwierigkeiten bekommen.“⁸

Newmans ökumenisches Ziel war nicht die Einzelkonversion, sondern, wie er in der Oxford-Bewegung gelernt hatte, die Erneuerung der Kirche nach dem Bild der frühen Christenheit, der Kirche der Väter und der Apostel. Alle Kirchen, die auf der Basis der Alten Kirche aufbauen, vor allem die bischöflich verfaßten Kirchen, haben nach Newmans Überzeugung bereits ein hohes Maß an Einheit verwirklicht, sie sind einander verwandt, sie sind nicht nur getrennt. Heinrich Fries hat dieses Modell kirchlicher Einheit bewußt aufgegriffen, er hat sich auf Newman berufen, als er das ökumenische Ziel umschrieb:

„Je mehr sich die Kirchen erneuern – im Blick auf ihren Ursprung, auf das Evangelium und auf ihre Sendung –, desto mehr wird die Einheit unter den Kirchen wachsen und zum Ziel führen. ... Die Gegenwart hat keine besseren Wege anzubieten.“⁹

In seinem späten Rückblick auf Newman und seine Theologie kommt Heinrich Fries auch auf einige weitere Aspekte zu sprechen, die für ihn von hoher Bedeutung wurden. Newman hat die Theologie der Geschichte geöffnet. Er war zunächst Kirchenhistoriker, die Alte Kirche erschien ihm als Modell, nach dem die Kirchen sich heute reformieren müßten, um ihre Einheit wieder zu finden. Kein Strom, so Newman und bei Fries häufig zitiert, steigt höher als seine Quelle. Der Ursprung bleibt die Norm, die nicht überboten werden kann. Aber im Lauf des Stromes kann sehr wohl ans Licht kommen, was im Anfang noch nicht in seiner Fülle sichtbar geworden war. Geschichte ist hier nicht eine Sammlung von Einzelereignissen oder von willkürlich zusammengelesenen Zitaten, die das gegenwärtige System legitimieren sollen, sondern sie bietet eine Fülle von Lebens- und Glaubensmöglichkeiten an, in Auseinandersetzungen mit denen wir heute die christliche Botschaft und ihre Lebenswirklichkeit in der Gegenwart zu gestalten vermögen.

Dieses Bild der Geschichte, die sich nicht vom Dogma besiegen läßt, die eine Fülle von Entwicklungslinien aufweist, die keineswegs alle auf die heutige Form christlichen und katholischen Denkens und Lebens hinführen, hat Heinrich Fries zutiefst geprägt. Er kann sich Newman anschließen, wenn er eine Theologie kritisierte, die sich lediglich als Erfüllungsgehilfin des kirchlichen Lehramtes verstand, die nur die Aufgabe hatte nachzuweisen, daß das, was das Lehramt verlautbart, angeblich in Schrift und Tradition immer schon enthalten war. Er kritisierte eine vom Lehramt delegierte Theologie, der es verwehrt war, frei zu forschen und Ergebnisse vorzutragen, die in Spannung stehen zu dem, was dieses proklamiert. Ein Zitat aus Newman, das Heinrich Fries in seinen Erinnerungen aufgreift:

„Wir leben in einer seltsamen Periode der Kirchengeschichte – in früheren Zeiten, in der alten Kirche und im Mittelalter herrschte nicht die außerordentliche Zentralisation wie jetzt. Wenn ein privater Theologe eine freie Meinung aussprach, dann antwortete ihm ein anderer. Ging die Kontroverse weiter, so kam sie vor einen Bischof, eine theologische Fakultät oder eine fremde Universität. Der Heilige Stuhl war nur Gerichtshof letzter Instanz. Heute, wenn ich als Privatpriester etwas drucken lasse, antwortet mir plötzlich die (römische) Propaganda. Wie kann ich mit einer solchen Fessel am Arm kämpfen? Es ist wie bei den Persern, die mit Peitschenhieben in die Schlacht getrieben wurden. In den Schulen der alten Kirche und des Mittelalters gab es noch wirkliches Privaturteil – jetzt gibt es keine Schulen, kein Privaturteil (im religiösen Sinn des Wortes), keine Freiheit der Meinung mehr. Das heißt, keine Betätigung des Intellektes. Das System erhält sich nur aus der Tradition des Intellektes früherer Zeiten. Diese Dinge werden sich einmal, wenn Gott es will, mit Notwendigkeit selbst heilen.“¹⁰

Newman weist der Theologie eine prophetische, in seiner Terminologie: eine kritische Funktion zu, die nicht aufgeht in der Bestätigung dessen, was das Lehramt wünscht. Glauben heißt Spannungen aushalten. Newman bestimmte die Kirche als Volk Gottes, in dem die Laien das Recht haben, nicht allein in peripheren Angelegenheiten, sondern selbst in Glaubensaussagen gehört zu werden und mitzuentcheiden. Sie sind als Glieder des Volkes Gottes zu eigenem Zeugnis und zu einer Entscheidung auch in Fragen der Glaubenslehre befähigt und befugt. In den Auseinandersetzungen um das Erste Vatikanische Konzil und seine Papstdogmen berief sich Newman auf das Gewissen, das über dem Papst und dem Lehramt steht. Diese Gedanken hat Heinrich Fries aufgegriffen. Es ist kein Zufall, daß er gegen den immer enger werdenden Zentralismus protestierte, der die Kirche in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Vatikanischen einschnürte. Er hat mehrere Theologenaufrufe gegen solche Tendenzen unterzeichnet, nicht zuletzt die „Kölner Erklärung“. Er verfaßte ein Buch unter dem Titel „Leiden an der Kirche“¹¹, und er gehörte zu den „zornigen alten Männern“, die keine kirchlichen Ehrungen anstrebten, die nichts werden wollten und deswegen die Freiheit hatten, von ihren guten und bösen Kirchenerfahrungen in aller Offenheit zu schreiben und vor Fehlentwicklungen zu warnen.

Hatte man im 19. Jahrhundert Newman wegen der zitierten Äußerungen aus ultramontaner Sicht als den gefährlichsten Mann in ganz England bezeichnet,

blieben auch Heinrich Fries Verdächtigungen und Zurückweisungen nicht erspart. Er hat darunter gelitten. Denn es war ihm selbstverständlich, als Theologe, als Christ in der Kirche zu stehen und ihr zu dienen. Seine Kritik war von der Überzeugung getragen, daß nur Feinde der Kirche wollen können, daß sie bleibt, wie sie ist. Doch scheint es fast ein Gesetz zu sein, daß niemand als Theologe fruchtbar ist und geistige Bewegungen anregt, der mit der offiziellen Kirche nicht auch in Konflikte gekommen ist.

Das Ökumenische Institut in München

1958 wurde Heinrich Fries nach München berufen. Seine Antrittsvorlesung stand unter dem Motto: „Der Beitrag der Theologie zur Una Sancta“¹². Damals war noch nicht abzusehen, welche Aktualität dieses Thema bald gewinnen sollte. Doch ein Jahr später hat Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil angekündigt, und mit einem Mal war Ökumene zu einem Leitmotiv katholischen Denkens geworden. In Rom wurde das Einheitssekretariat unter der Leitung von Kardinal Augustin Bea gegründet, das nicht nur die Aufgabe hatte, einige Texte zur Einheit der Christenheit zu verfassen, sondern alle Einzelaussagen des Konzils auf ihre theologische und ökumenische Fruchtbarkeit hin zu überprüfen. Ökumene war ein durchgehendes Motiv theologischen und kirchlichen Sprechens geworden.

Kardinal Julius Döpfner lud Heinrich Fries ein, ihn als Konzilstheologen nach Rom zu begleiten. Doch er lehnte ab: Er wollte nicht älteren und verdienten Kollegen vorgezogen werden. Es scheint mir, später hat er es bereut. Vielleicht hätte er Impulse zu setzen vermocht, die in den Konzilstexten nicht so deutlich werden, wie Ökumeniker es sich heute wünschen. Aber Ökumene war auf der Tagesordnung. Als Heinrich Fries 1963 einen Ruf an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Münster erhielt und dort Direktor eines Ökumenischen Instituts werden sollte, bedeutete man ihm bei den Rufabwendungsverhandlungen im Ministerium in München, dies sei kein Grund, nach Münster zu gehen. Ökumene sei überall notwendig und ein Ökumenisches Institut könne, wenn er wolle, auch an der Fakultät in München eingerichtet werden. Und ob Heinrich Fries wollte!

1964 begann der Lehrbetrieb mit einem Oberseminar über das Verständnis des Begriffs Ökumene in seiner geschichtlichen Entfaltung. Otto Hermann Pesch, Johann Finsterhölzl, Paul Eisenkopf, Alfred Glässer, Johannes Brosseder, Karl-Ernst Apfelbacher waren unter den Teilnehmern; Johann Baptist Metz und Max Seckler, die schon früher zum Stamm der Fundamentaltheologen um Heinrich Fries gehört hatten, hatten den Kreis bereits verlassen und ihre Professuren angetreten, Karl Lehmann; Leonardo Boff, Jürgen Werbick, Harald Wagner stießen

später dazu. Im ersten Semester war ich der einzige Teilnehmer, der noch kein abgeschlossenes Diplom hatte. Lange Zeit habe ich nur zugehört, in manchen Sitzungen kaum ein Wort verstanden, aber es ist mir aufgegangen, daß ich hier Zeuge einer aufregenden geistigen Auseinandersetzung wurde, die mich faszinierte.

Unter einem Mangel litt das Ökumenische Institut: Wir hatten keinen evangelischen Partner. Die Evangelische Fakultät an der Universität München war noch nicht gegründet, wir betrieben Ökumene allein aus katholischer Perspektive. Die nächstgelegene Evangelische Fakultät war Erlangen, und mit ihr wurde bald Kontakt aufgenommen. Zunächst war es ein Besuch, daraus wurde eine ständige Arbeitsgemeinschaft, die unter der Leitung von Heinrich Fries und Wilfried Joest, dem evangelischen Systematiker in Erlangen, stand. Andere evangelische Theologen stießen dazu: der Praktiker Bernhard Klaus, der Systematiker Friedrich Mildenberger, der damalige Assistent Joachim Track. Jedes Semester fand eine zweitägige gemeinsame Konferenz statt: im Sommer ausgerichtet von Erlangen, im Winter von München. Referate haben wir aus eigenen Reihen bestritten und sie diskutiert, aber auch Referenten eingeladen. Vieles, was Rang und Namen hatte, rechnete es sich zur Ehre an, vor dieser Arbeitsgemeinschaft referieren zu können: Karl Rahner, Wolfhart Pannenberg, Eberhard Jüngel, Dorothee Sölle, Hans Küng, Johann Baptist Metz, um nur die bekanntesten Namen zu nennen.

Einen Höhepunkt erreichte die ökumenische Arbeit durch die Gründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität München. Mit Wolfhart Pannenberg kam ein genialer und für das ökumenische Gespräch geradezu idealer Partner, und mit ihm Schüler aus der evangelischen Theologie, die die ökumenische Arbeit aufnahmen und die hier gewonnenen Anregungen weiterführen bis heute: Reinhard Leuze, Helmut Edelmann, Gunther Wenz, Friedrich Wilhelm Graf, Horst Renz.

Bei der ersten gemeinsamen Seminarveranstaltung im Wintersemester 1969/70 wollte man zunächst klare Fronten schaffen, den Raum abgrenzen, innerhalb dessen eine Verständigung möglich ist, und dazu auch die Grenzen aufzeigen, wo man sich zwischen den Kirchen nicht einig sein kann. Um diesen Rahmen zu umreißen, wurde als erstes Thema gewählt „Das Amt in der Kirche“. Es wurden die ökumenisch kontroversen Punkte angesprochen: Sakramentalität, Sukzession, Charakter indelebilis usw.

Von beiden Seiten wurde zunächst dargelegt, was das Spezifikum ihres jeweiligen Amtsverständnisses ausmacht. Es war eine höchst aufregende Erfahrung, die niemand, auch nicht die Seminarleiter, vorhergesehen hatte: Gerade in den kontroversen Punkten hat die jeweils andere Seite immer feststellen können, daß sie, vielleicht unter anderer Terminologie, durchaus Ähnliches lehrt und in der kirchlichen Praxis festhält. Kontroverse um Kontroverse, die wir zunächst für

unerschütterlich und unüberbrückbar gehalten hatten, zerrann uns gleichsam unter den Händen. Dies war für alle Teilnehmer höchst interessant, und das Seminar beschloß, das Ergebnis in einem Text zusammenzufassen und zu publizieren.

Wir wußten nicht, was wir uns angetan hatten. Es wurden Untergruppen gebildet, die eine Woche hindurch jeweils einen Themenkreis in einen Textentwurf zu bringen hatten. Die Gruppe, an der ich mitarbeitete, saß in dieser Woche viermal bis Mitternacht zusammen. Dann kam das Ganze in die nächste Seminarsitzung ins Plenum. Unser Text, den wir so zuversichtlich vorgelegt hatten, wurde erbarmungslos zerrissen, wieder zurückgegeben, die Überarbeitung begann. Wiederum eine Woche später war die Abschlusssitzung im Seminar. Sie dauerte von abends 5 Uhr bis nachts 12 Uhr. Aber dann stand der Text, und er wurde sofort publiziert und hat einiges Aufsehen in der damaligen ökumenischen Landschaft hervorgerufen¹³. Aus diesen Seminarveranstaltungen gingen noch mehrere ähnliche Veröffentlichungen hervor: zum Eucharistieverständnis und zur Frage einer Gemeinschaft im Herrenmahl¹⁴, zu den Zielvorstellungen der Ökumene, zu Einheit und Vielfalt¹⁵.

Das Ämtermemorandum

Durch das gemeinsame Papier zur Amtsfrage fühlten sich die anderen Ökumenischen Institute in Deutschland herausgefordert. Es wurde angeregt, eine Arbeitsgemeinschaft der Ökumenischen Institute zu gründen, die sich konkreten ökumenischen Fragen widmen sollte. Sechs ökumenische Universitätsinstitute gab es damals: Katholischerseits das Institut von Hans Küng in Tübingen, von Peter Lengsfeld in Münster und Heinrich Fries in München, evangelischerseits die Institute von Edmund Schlink, später Reinhard Slenczka in Heidelberg, Hans-Heinrich Wolf in Bochum und Wolfhart Pannenberg in München. Es war ein mühsames und intensives Ringen über Jahre hinweg zwischen diesen manchmal nicht ganz einfachen Gesprächspartnern, bis 1973 das sogenannte „Ämtermemorandum“¹⁶ erscheinen konnte.

Das Buch hatte zwei Teile. In ausführlicheren Einzelstudien wurden die verschiedenen Probleme der Amtsfrage im ökumenischen Kontext angesprochen: die Krisenphänomene, die das Amt gerade in diesen Jahren in beiden Kirchen umtrieben, die Frage der apostolischen Sukzession, das Wesen und die Gestalt des kirchlichen Amtes, Ordination und Sakramentalität. Diese Studien standen unter der Verantwortung der einzelnen beteiligten Institute. Gemeinsam verantwortet wurden dagegen die als Ertrag formulierten 23 Thesen. Sie gipfelten in These 22: „Aufgrund der Erkenntnisse der ökumenischen Theologie läßt sich ... eine Verweigerung der gegenseitigen Anerkennung der Ämter nicht mehr recht-

fertigen.“ Die Folgerung in These 23 lautete: „Da einer gegenseitigen Anerkennung der Ämter theologisch nichts Entscheidendes mehr im Wege steht, ist ein hauptsächliches Hindernis für die Abendmahlsgemeinschaft überwunden.“ Diese beiden Schlußthesen haben erheblich Staub aufgewirbelt und zu heftigen Auseinandersetzungen geführt.

Der Grünewald-Verlag, der zusammen mit dem Verlag Kaiser das Buch publizierte, wollte Reklame machen und ließ die Thesen ohne die sie begründenden Studien vorweg in Zeitschriften abdrucken. Außerdem wurde diesen Vorabdrucken eine Zustimmungserklärung beigegeben. Diese war ursprünglich dazu gedacht, daß namhafte Theologen, die nicht ein ökumenisches Institut leiteten, wie z. B. Karl Rahner und Karl Lehmann, mit der Grundaussage des Buchs aber, wie wir überzeugt waren, übereinstimmten, ihre Zustimmung hätten dokumentieren können. In der kirchlichen Öffentlichkeit wurde das Ganze als Versuch eines Plebiszits verstanden, als die Mobilmachung der Basis gegen die Hierarchie, der Stimmung der Gosse gegen die theologische Wahrheit.

So reagierte man kirchenamtlicherseits überaus heftig. Die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz verurteilte das Ämtermemorandum, noch bevor das Buch überhaupt erschien und von einem ihrer Mitglieder hätte gelesen werden können, weil es „nicht in der notwendigen Übereinstimmung mit dem gemeinsamen Glauben der Katholischen Kirchen des Ostens und des Westens“ stehe¹⁷. Und dann setzte ein wahres Trommelfeuer ein. Die Katholische Nachrichtenagentur tat sich besonders hervor. Woche für Woche brachte sie in ihren Ökumenischen Informationen (ÖKI) vernichtende Besprechungen zu diesem Buch oder dokumentierte derartige Aussagen von Bischöfen und Theologen, die die kirchliche Berichterstattung dann bestimmten¹⁸. Zustimmende Artikel, vor allem ein ganzseitiger Beitrag von Karl Rahner in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, wurden dagegen einfachhin übergangen. Es war bedrückend, im kirchlichen Bereich erleben zu müssen, wie mit einseitiger Auswahl, auch mit Fehlinformation und regelrechter Entstellung Stimmung gemacht wurde. Die überwiegende Mehrzahl derer, die sich über das Memorandum empörten, hatten ihre Informationen lediglich aus dieser Berichterstattung. Das Buch selbst hatten sie nie in der Hand, geschweige denn es studiert.

Über Heinrich Fries ist das Ganze hereingebrochen wie ein Ungewitter. Die beiden anderen katholischen Repräsentanten, Hans Küng und Peter Lengsfeld, waren in ihrer kirchlichen Existenz anfangs der 70er Jahre nicht mehr unumstritten. Hans Küng hatte damals zwar noch die kirchliche Lehrbefugnis und lehrte in der Theologischen Fakultät, aber sein Buch über Unfehlbarkeit war bereits offiziell beanstandet worden. Und Peter Lengsfeld hatte bei einem Bundestagswahlkampf seine Sympathie für die SPD erklärt, und das erschien vielen als vielleicht noch weniger verzeihlich. Daß Heinrich Fries unterzeichnet hatte, verhinderte, das Ämtermemorandum kurzerhand und unbesehen als Querulantenliteratur ab-

zutun und es damit unschädlich zu machen. Auf ihn lud sich der gesamte Ärger ab. Und er hat darunter sehr gelitten.

Innerhalb weniger Wochen wurde er ein alter Mann, weißhaarig, aber in seiner Überzeugung ungebrochen. Besonders getroffen hat ihn, daß ihn sechs Fakultätskollegen schriftlich aufforderten, öffentlich zu erklären, daß er auf dem Boden der katholischen Kirche und ihrer Lehre stehe. Es war eine sehr aufgeregte Situation. Tage- und nächtelang schrieben wir Briefe an Zeitungen, Bischöfe, Kardinäle in Rom und anderswo, an Theologen. Die Sekretärin war überfordert, Computer gab es noch nicht und wir versuchten, gegen die geballte Front kirchlicher Presse zu informieren, leider mit wenig Erfolg. Allerdings: Einige der Kollegen, die Fries aufgefordert hatten, seine Treue zur katholischen Lehre zu erklären, entschuldigten sich für diesen Brief; sie hatten das zur Diskussion stehende Memorandum nicht gelesen und lediglich den Pressemitteilungen vertraut.

Von denen, die das Ämtermemorandum unterschrieben, hat keiner seine Zustimmung zurückgezogen. Vielleicht aber sind die Ökumeniker in der Sprache etwas vorsichtiger und zurückhaltender geworden, eher werbend als konstatierend, mehr überzeugend als fordernd. Das haben wir jedenfalls gelernt: Wenn wir es nicht vermögen, auch die Repräsentanten des kirchlichen Amts zu überzeugen, sitzen wir am kürzeren Hebel. Es ist nicht nur eine theologische, sondern auch eine empirische Aussage: Ohne das Amt oder gegen seine Vertreter wird eine Einigung der Christenheit nicht möglich sein. Nicht in der theologischen Aussage, aber in der Einschätzung der kirchenpolitischen Wirkung waren die Verfasser des Ämtermemorandums naiv gewesen. Wir hatten nicht bedacht, daß die Zahl derer, die diese Gedanken mitvollzogen oder doch beachtet hatten, sehr klein geblieben war. Die theologische Diskussion aber ging weiter, und die Thesen des Ämtermemorandums wurden in der Zwischenzeit vielfach bestätigt, auch in offiziellen Kommissionen. Im Ökumenisch-theologischen Arbeitskreis, in dem Heinrich Fries nach 1973 zunächst einen recht harten Stand hatte, lassen sie sich bis in die „Lehrverwerfungsstudie“ hinein wiederfinden, selbst wenn man diese geistige Herkunft zumeist nicht hervorhebt.

Trotz all dieser Turbulenzen hat sich die breitere kirchliche Öffentlichkeit für die Frage nach dem kirchlichen Amt höchstens am Rande interessiert. Ihre ökumenische Aufmerksamkeit galt fast ausschließlich der Möglichkeit einer Eucharistiegemeinschaft, der sogenannten Interkommunion. Dabei sind beide Fragen eng miteinander verbunden. Denn zumeist wird kirchenoffiziell die Eucharistiegemeinschaft mit der pauschalen Berufung auf die angeblich ungeklärte Amtsfrage abgewiesen. Aber wenn diese gar nicht so ungeklärt ist, wie oft behauptet? Heinrich Fries hat sich dieses Anliegen der Basis zu eigen gemacht. Besonders in der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland kämpfte er darum, daß in diesem Zusammenhang von der Gewissensentscheidung gesprochen wurde, die die unmittelbare Norm für das persönliche Verhalten darstelle.

Damit wurde, wie Fries betonte, ein Türspalt geöffnet, der eine verantwortbare Praxis eröffnete.

Die Quaestio disputata Band 100

Das Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Ämtermemorandums und der Würzburger Synode war nicht durch stürmische ökumenische Aufbrüche und Fortschritte gekennzeichnet. Eher machte sich Resignation breit. Man hatte den Eindruck, die Theologie habe ihre Arbeit getan; andererseits waren kaum Konsequenzen im kirchenoffiziellen Bereich zu erkennen. Die Konfessionen lebten nebeneinander so her, als wäre das alles nie gedacht und gesagt worden. In diesem Zusammenhang haben Heinrich Fries und Karl Rahner ihre „Quaestio disputata“ Band 100 veröffentlicht, die wiederum zu einer lebhaften Reaktion führte¹⁹.

Die beiden Autoren bezeichneten ihr Modell einer Kircheneinigung als einen „Notschrei von Christen, die den Eindruck haben, es gehe in dieser Sache nicht weiter“, obwohl doch der Einigung der Christenheit „eine der höchsten Prioritäten“ (13) zukommen müßte. Sie stützten sich einerseits auf die in den ökumenischen Dialogen erzielten Konvergenzen und griffen deren Ergebnisse auf, stellten aber ins Zentrum ihrer Überlegung die Frage, welches Maß an Übereinstimmung überhaupt gefordert werden müsse, um eine Einigung der Kirchen zu realisieren. Denn es ist offensichtlich, daß die Kirchen auch in ihrem jeweiligen Binnenbereich ein hohes Maß an Vielfalt akzeptieren, eine solche also die Einheit im Glauben nicht in Frage stellen muß. Damit stellte sich als Thema: Welche Vielfalt zwischen den Teilkirchen ist innerhalb einer geeinten Kirche legitim?

In der Beantwortung dieser Frage machten Rahner und Fries in acht Thesen zunächst deutlich, daß eine Gemeinschaft der Kirchen nur auf der Basis des gemeinsamen Glaubens möglich sei:

„Die Grundwahrheiten des Christentums, wie sie in der Heiligen Schrift, im Apostolischen Glaubensbekenntnis und in dem von Nizäa und Konstantinopel ausgesagt werden, sind für alle Teilkirchen der künftig einen Kirche verpflichtend“ (17).

Die am Fries-Rahner-Plan später geübte Kritik, hier würde eine Einheit ohne Wahrheit propagiert, trifft die Intention des Buches jedenfalls nicht. Die Basis der hier intendierten Kirchengemeinschaft ist die Botschaft der Schrift und der Glaube der Alten Kirche. Nur wer auf diesem Fundament steht, ist mit den folgenden Thesen angesprochen.

Die entscheidende zweite These lautete:

„In keiner Teilkirche darf dezidiert und bekenntnismäßig ein Satz verworfen werden, der in einer anderen Teilkirche ein verpflichtendes Dogma ist. ... Bei diesem Prinzip würde nur das getan, was jede Kirche heute schon ihren eigenen Angehörigen gegenüber praktiziert“ (17).

Diese These gründet zunächst in den Erkenntnissen derzeitigen Wissenschaftsbetriebs. Durch die Ausdifferenzierung der verschiedenen Disziplinen ist es für den einzelnen Wissenschaftler immer schwieriger geworden, einen Gesamtüberblick schon über sein eigenes Fach, geschweige denn über die wissenschaftliche Forschung insgesamt zu behalten. Man ist mehr und mehr darauf angewiesen, sich auf Aussagen anderer zu verlassen, die man selbst nicht mehr zu überprüfen vermag. Das gilt auch für Theologen, die in vielen Fällen nicht mehr aus eigener Einsicht zu einer Zustimmung oder Ablehnung theologischer Aussagen fähig sind. Es ist in weiten Bereichen selbst unseres Fachwissens unvermeidlich, sich eines (positiven oder negativen) Urteils zu enthalten.

Diese Tatsache begegnet der erkenntnistheoretischen Aussage: „Wenn ein Mensch sich eines zustimmenden Urteils über einen (sicher oder möglicherweise) wahren Satz enthält, irrt er nicht“ (42). Es kann berechtigte Gründe dafür geben, sich der Zustimmung zu einem Satz zu enthalten; das ist mit der Treue zur Wahrheit durchaus vereinbar. Der Häresie macht sich nach herkömmlicher Überzeugung nur schuldig, wer hartnäckig (*pertinaciter*) eine dogmatisch verbindliche kirchliche Lehre verwirft. Schon heute ist es in allen Kirchen selbstverständlich, daß nicht jeder einzelne Christ alle Glaubensaussagen in gleicher Weise bejahen und aus ihnen leben muß. Mit der Loyalität zur Kirche wäre es lediglich unvereinbar, eine Aussage, die die Kirche als verpflichtend formulierte, explizit und endgültig abzulehnen. Was sich unterhalb der Ebene einer dezidierten Ablehnung bewegt, muß keineswegs die Treue zur Kirche tangieren, es darf nicht der Häresie bezichtigt werden.

Diese Grundregel müßte auch im Verhältnis zwischen den Kirchen Anwendung finden. Eine Einheit im Glauben ist sicher nicht denkbar, wenn eine Kirche erklärt, ein Satz, der von einer anderen Kirche absolut und letztverbindlich gelehrt wird, sei um des Glaubens und der ewigen Seligkeit willen abzulehnen, weil er der christlichen Botschaft direkt widerstreite. Wo dies der Fall ist, ist die Einheit der Kirchen zerbrochen. Aber es darf zu einer Einigung nicht verlangt werden, daß jede Teilkirche alle Glaubenssätze der anderen Teilkirchen positiv aufnimmt und sie auch für sich als verbindlich erklärt. Es kann genügen, daß sich jede Seite eines negativen Urteils über die Sonderentwicklungen in den anderen Konfessionen enthält. Dabei besteht die Hoffnung, daß auch die Bereiche, in denen heute gemeinsame Aussagen noch nicht möglich sind, einmal im Konsens formuliert werden können. Für den Augenblick aber kann das hinreichen, was Rahner und Fries als „Urteilsenthaltung“ bezeichneten.

Eine Einigung der Christenheit wäre dieser These zufolge bereits dann möglich, wenn die Kirchen gemeinsam die Schrift und die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse annehmen und sich bezüglich späterer Entwicklungen, soweit sie diese nicht positiv akzeptieren und übernehmen können, sich eines negativen Urteils enthalten, sie also respektvoll auf sich beruhen lassen. Der Begriff „Urteilsenthaltung“

tung“, der im Zentrum dieser Argumentation steht, darf dabei nicht im Sinn des philosophischen Skeptizismus verstanden werden, wo er eine Grundkonzeption umschrieb, die jede Wahrheitserkenntnis für unmöglich und jedes Bekenntnis für sinnlos erklärte. Einem solchen Skeptizismus haben Fries und Rahner nicht gehuldigt. Vielmehr verlangen sie ausdrücklich die Anerkennung, daß die konfessionsspezifische Praxis einer Konfession nicht evangeliumswidrig ist und deshalb auch nicht verurteilt werden muß. Dies ist sehr wohl ein Urteil, und ein solches ist vorausgesetzt, damit eine Einigung möglich wird.

So stellen Fries und Rahner in den Thesen 3 bis 8 der *Quaestio disputata* 100 dar, daß sich in allen traditionellen Kontroversfragen zwischen den Kirchen ein Maß an Verständigung oder doch an Annäherung abzeichnet, das es bereits heute erlauben würde, die überkommenen dogmatisch verbindlichen Verwerfungen, die Anathemata und die *Damnationes*, nicht weiter aufrechtzuerhalten. Damit aber sind die Bedingungen erfüllbar, die eine Einigung der Christenheit möglich machen würden. Eine solche ist, wie der Buchtitel lautete, reale Möglichkeit. Die Kirchen könnten, so die These, schon jetzt die Bedingungen für die Einigung der Christenheit schaffen, wenn sie nur wollten.

Daß Karl Rahner und Heinrich Fries, zwei verdiente Theologen, der eine 80jährig, der andere mehr als 70jährig, diese Thesen vortrugen, mußte zu einer lebhaften Reaktion führen²⁰. Die ersten Äußerungen waren überaus positiv, die Presse sprach von einer neuen Phase ökumenischer Entschlossenheit, die Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ konnte sogar „zum ersten Mal seit vielen Jahren aus der Theologenküche wieder einen guten Duft (entdecken) der Mut macht in der Sache Christi“. Eberhard Jüngel sprach davon, dieses Buch sei die wichtigste theologische Publikation des Jahres 1983 – und dieses Jahr war immerhin das Gedenkjahr Martin Luthers. Aber auch andere Stimmen wurden laut. Kardinal Joseph Ratzinger schrieb:

„Ein Parforceritt zur Einheit, wie ihn neulich Heinrich Fries und Karl Rahner mit ihren Thesen angeboten haben, ist ein Kunstgriff theologischer Akrobatik, die leider der Realität nicht standhält. Man kann die Konfessionen nicht wie auf einem Kasernenhof zueinander dirigieren und sagen: Hauptsache, sie marschieren miteinander; was sie dabei denken, ist im einzelnen nicht so wichtig.“²¹

Ein Artikel im *Osservatore Romano* behauptete, diese Vorschläge enthielten schwere Irrtümer und verträten eine tiefe Verkehrung des katholischen Glaubens, sie bedeuteten letztlich einen kirchlichen Umsturz und seien darum absolut unannehmbar. Bei diesem Artikel sind weniger die Einzelausführungen von Interesse, als vielmehr die Frage, wer hinter dem fast völlig unbekannten Verfasser steht bzw. wer ihn vorgeschoben hat.

Auch diese Kritik und ihr halboffizieller Charakter hat Heinrich Fries sehr getroffen. Aber inzwischen war er realistischer geworden; er wußte, daß er auch auf unsachliche Reaktionen gefaßt sein mußte. Er hat sich zur Wehr gesetzt, hat seine

Position deutlich gemacht, Mißverständnisse zurückgewiesen oder korrigiert. Als Karl Rahner kaum ein Jahr nach der Veröffentlichung dieser Thesen verstarb, fühlte sich Heinrich Fries in der Pflicht, sie als dessen Erbe zu verkünden und sie zu verteidigen. Und es ist keine Frage: Sie wirken weiter, sie haben eine eigene Geschichte aus sich entlassen.

Die Una Sancta und die Pfarrei St. Philippus

In seinen letzten Lebensjahren hat sich Heinrich Fries mehr und mehr bemüht, seine ökumenischen Überzeugungen nicht nur im akademischen Kreis zu verbreiten, sondern sie auch in der kirchlichen Öffentlichkeit, bei den sogenannten Laien, fruchtbar werden zu lassen. Schon von Newman hatte er gelernt, daß die Predigt der Ernstfall der Theologie ist. In der Pfarrei St. Philippus in München, in der er sich heimisch wußte und die mit Dankbarkeit seine Anregungen aufnahm, hat er dies in die Praxis umgesetzt. Seine letzten Bücher sind fast durchwegs aus diesen Predigten hervorgegangen. Insbesondere aber wurde nun der Una Sancta-Kreis der Ort, wo er eine geistige Heimat fand, wo er menschlich angenommen war, seine Positionen verdeutlichen konnte und seinerseits viele Anregungen empfing²².

Er feierte gerne und er ließ sich gerne feiern. Seine Jubiläen und seine Geburtstage jeweils am Silvestertag waren immer ein Ereignis. Denn feiern kann man, wie er bei diesen Anlässen zu sagen pflegte, nur in Gemeinschaft – alleine kann man nur Trübsal blasen. In den jährlichen Tagungen auf der Burg Rothenfels wurden unter seiner Leitung, nicht selten auch angeregt durch sein Referat, ökumenische Probleme zwischen Theologen und höchst engagierten Laien besprochen, in Diskussion, Gebet und Gottesdienst aufgegriffen und vertieft. Die Feier zum 60jährigen Bestehen des Una Sancta-Kreises am 30. Oktober 1998 war sein letzter öffentlicher Auftritt. Er war schon recht schwach und hinfällig, aber er formulierte noch einige Sätze des Glückwunsches und der bleibenden Verbundenheit.

Drei Wochen später ist Heinrich Fries verstorben. Nun wurde ihm auch kirchlicherseits eine Ehrung und eine Anerkennung zuteil, die zu seinen Lebzeiten eher sparsam dosiert geblieben war. Am Trauergottesdienst in der Pfarrei St. Philippus hat der evangelische Landesbischof Heinrich von Löwenich teilgenommen, den Gottesdienst der Katholisch-theologischen Fakultät zelebrierte Kardinal Friedrich Wetter. Er hat, ebenso wie Bischof Walter Kasper, der den Trauergottesdienst in der Heimatgemeinde in Oedheim hielt, vor allem die ökumenischen Verdienste herausgestellt. Heinrich Fries hat nicht nur gelehrt, sondern auch vorgelebt, daß eine geduldige Hartnäckigkeit, die sich durch Mißerfolge nicht einschüchtern läßt und die bei Rückschlägen nicht resigniert, letztlich den längeren Atem hat – auch in der Ökumene.

ANMERKUNGEN

- ¹ Einen Überblick über die wichtigsten Veröffentlichungen bringt der Nachruf: P. Neuner, Trennungswandern überwinden, in: *Christ in der Gegenwart* 50 (1998) 423 f. Zur Bibliographie: In Verantwortung für den Glauben (FS H. Fries), hg. v. P. Neuner u. H. Wagner (Freiburg 1992) 399–407.
- ² Die persönlichen Begegnungen, die ich seit 1962 mit H. Fries hatte, insbesondere die Jahre nach 1968, wo ich als Doktorand, Assistent und Habilitand eng mit ihm zusammenarbeitete, bilden den Rahmen dieser Darstellung. Das meiste berichte ich aus eigenem Erleben und Miterleben, der Rest beruht auf Gesprächen mit ihm.
- ³ In: *Newman-Studien*, Bd. 16 (Frankfurt 1998) 132–147.
- ⁴ *Apologia pro vita sua* (Ausgew. Werke I) (Mainz 1951) 221 f.
- ⁵ Ebd. 343.
- ⁶ Briefe u. Tagebuchaufzeichnungen aus der kath. Zeit seines Lebens (Ausgew. Werke II/III) (Mainz 1957) 346.
- ⁷ Ebd. 266.
- ⁸ Ebd. 336.
- ⁹ H. Fries, John Henry Newman, in: *Klassiker der Theologie*, Bd. 2, hg. v. H. Fries u. G. Kretschmar (München 1983) 151–173, hier 172.
- ¹⁰ Briefe u. Tagebuchaufzeichnungen (A. 6) 342 f.
- ¹¹ *Leiden an der Kirche* (Freiburg 1989).
- ¹² München 1959.
- ¹³ *Una Sancta* 25 (1970) 107–115.
- ¹⁴ *Abendmahl u. Abendmahlsgemeinschaft*, in: *Una Sancta* 26 (1971) 68–88.
- ¹⁵ *Einheit und Vielfalt des Glaubens*, in: *Una Sancta* 28 (1973) 123–144.
- ¹⁶ *Reform u. Anerkennung kirchlicher Ämter* (München 1973).
- ¹⁷ Die Stellungnahme der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz hat Fries dokumentiert in einem Aufsatz, der sich mit den Ereignissen um das Ämtermemorandum befaßt, in: H. Fries, *Glaube u. Kirche als Angebot* (Köln 1976) 230–279, hier 262.
- ¹⁸ Die meisten Aufsätze sind dokumentiert in: *Amt im Widerstreit*, hg. v. K. Schuh (Berlin 1973).
- ¹⁹ H. Fries u. K. Rahner, *Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit* (Freiburg 1983). Seitenangaben im Text in Klammern nach der Erstausgabe.
- ²⁰ Nach Rahners Tod veröffentlichte H. Fries 1985 eine Sonderausgabe, die durch ein Kapitel „Zustimmung und Kritik“ erweitert wurde (157–189). Daraus sind die folgenden Zitate entnommen.
- ²¹ Ebd. 160. Hier ist anzumerken, daß sich Kardinal Ratzinger später bei H. Fries für diese Wortwahl entschuldigt hat.
- ²² Das Engagement von H. Fries im *Una-Sancta-Kreis* München ist dokumentiert bei N. Stahl „Eins in Ihm“. Der *Una Sancta-Kreis* München 1938–1998, veröffentlicht durch die Katholische Akademie in Bayern (München 1998).